

Pierre Lepori
Sexualität

verlag die brotsuppe



Pierre Lepori

Sexualität

Roman

aus der italienischen und französischen
Fassung übersetzt von Jacqueline Aerne

verlag die brotsuppe

Originaltitel: Sessualità
© Edizioni Casagrande s.a., Bellinzona
www.edizionicasagrande.com

Französische Fassung: Sexualité
© Editions d'en bas, Lausanne
www.enbas.ch

Die deutsche Übersetzung basiert sowohl auf der italienischen wie auch auf der französischen Ausgabe. Sie ist in Zusammenarbeit mit dem Autor entstanden.

Die drei Ausgaben in den drei Sprachen erscheinen gleichzeitig.

Dieses Buch wird mit Unterstützung der Stadt Lausanne, der Oertli-Stiftung und des Kantons Tessin publiziert. Wir danken dafür.

www.diebrotsuppe.ch

ISBN: 978-3-905689-38-9

Alle Rechte vorbehalten
© 2011, verlag die brotsuppe, Biel/Bienne
Übersetzung: Jacqueline Aerne, Basel
Umschlag, Gestaltung, Satz: Ursi Anna Aeschbacher, Biel
Herstellung: www.cpibooks.ch

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

All except for Cain and Abel
And the hunchback of Notre Dame
Everybody is making love
Or else expecting rain

Bob Dylan

Sonntag

Zwei Bilder: da eine wunderschöne Frau, mit aschblondem Haar, kleine Fältchen im Gesicht, in den Augen Wut. Eine Stimme aus dem *Off*, kaum wahrnehmbar, verstümmelte Wörter, ich kann weder Sätze noch Sinn erkennen. Dort ein anderes Bild, ganz und gar überblendet, aber farbig: ein Dämon, ein besessenes Mädchen, ein schäumender Mund. Im Hintergrund das Profil der Frau, deren Wut sich in Tränen auflöst wie eine Kruste, die abbröckelt; das Gesicht zerbricht in Stücke. Dann langsames Schrumpfen, ihr Antlitz verwandelt sich in ein zerknittertes Photo. Obsessiv beginnt das Mädchen im Vordergrund in Geysir-Strahlen eine eitrige, grüngraue Masse zu erbrechen, die auf den Bildschirm spritzt. Das Bild wälzt sich unter meinen Lidern hin und her; ich schlafe nicht, aber ich bleibe still im Halbdunkel, im unaufdringlichen Geräusch, im Rollen des Wagens auf den parallelen Eisen der Gleise. Hin und wieder zucke ich zusammen, der Kopf kippt zur Seite. Oder ich habe den Eindruck, ich habe eine Stufe verfehlt, ich bin in ein Loch gefallen, oder ein plötzlicher Sprung hat das ruhige Dahindösen unterbrochen. Doch ich halte es aus, ich öffne die Augen nicht.

Das Bild der zwei überblendeten Filme kreist weiter und weiter, es ist die Erinnerung an eine Ausstellung, die ich letzten Sonntag besucht habe; sie besitzt ein Eigenleben, eines mit unbekanntem, unverhofftem Verpuppungen. Mein Gedächtnis ist ein Tuch, dessen Ränder im Nachwind flattern. Auf diesem Tuch spiegeln sich Erinnerungen, Bilder, Überlappungen, so, als würde alles immer aufs Neue geschehen, in einer tragischen Gleichzeitigkeit einer fehlgeborenen Zeit. Bei Wittgenstein habe ich einmal gelesen, dass das Ende der Zeiten nichts anderes als das Ende der Zeit sei: Bleiben wird einzig der weite, unheimliche Raum, und das Ticken der Uhren wird plötzlich aufhören. Wäre das so, hätten die Theologen recht, und das Paradies gäbe es nicht. Was es gibt, ist die Hölle: eisig und reglos. Oder das weisse Tuch, auf dem das Bewusstsein weiter eiert. Ein Horrorfilm. Mein Bruder Fredi. Freddy Krüger.

Das Quietschen des Zuges sollte mich eigentlich nerven, doch es hätte schlimmer sein können. Als ich in der Gare de Lyon einstieg, fiel mir sofort die grosse Zahl der Kinder auf: Ich habe nichts gegen Kinder, ihre geballten kreischenden Stimmen aber, ihr Herumtoben aus reiner Langeweile verhindern oft, dass man denken oder einfach nur in Ruhe dasitzen kann. Diese hier aber sind, seltsamerweise, ruhig, fast traurig. Ein Mädchen in einem weiss-roten Blumenkleid starrt mich schmolend an, umschlingt ein schwächtiges, abgewetztes Känguru, während ein anderes sich selber Geschichten erzählt. Unweit von ihr sitzt ein Vater, der sichtlich wenig Lust hat, sich mit der Tochter zu unterhalten, die vielleicht deswegen ständig nach Cola und Süssigkeiten fragt oder nach den Namen der vorbeiziehenden Städte, oder nach

der Fahrkarte, die sie in der Hand halten will, oder nach anderem, immer beharrlich, lieb. Der Vater antwortet ohne Nervosität, ohne Unbehagen, jedoch widerwillig, mit Sätzen, so grob wie seine Hände. Er scheint sie nicht lieb zu haben, aber das ist vielleicht auch nur mein Urteil.

Dann schaut mich das Mädchen an, sie mustert mich vergnügt, ich muss ihre Aufmerksamkeit geweckt haben. Sie hat wunderschönes Haar, kupferfarbene Locken auf schneeweisser Haut, die mit Sommersprossen übersät ist. Genau diese Farbe und dieses Haar hatte ich in einem Bild gesehen, da bin ich mir sicher, doch es war eine Tote gewesen, sie lag auf dem Wasser, unter Trauerweiden. Ophelia? Ich lächle dem Mädchen zu, weil sie aber nicht aufhört mich anzustarren, schliesse ich verlegen die Augen. Das ernste Gesicht lächelt weiter hinter den Lidern; der Mund öffnet sich, isoliert stehen kleine Zähne da; die Augen sind schwarz, spitz wie Bleistiftminen, während die Haut sich zu verkohlter Plastikhülse schuppt, und der hässliche Schrei eines Mutanten ihr aus der Zunge rinnt. Übereinander gelegte, verdoppelte und überblendete Bilder, im Gedächtnis verbolzt. Im Bauch wieder dieses Grauen, diese Enttäuschung, dieser grelle Stich der Dunkelheit. Ophelia?

Ein Tunnel, ich öffne die Augen nicht, ich merke es am Geräusch, am Sog. Es gibt ein schwarzes Loch in meinem Leben: vierzehn Jahre Antimaterie. Unmöglich, diese zu bemessen. Man kann gut leben, ohne dabei viel zu spüren, man klammert sich irgendwo fest, unter einer Schmerzhaut. Die Jahre vergehen und die Erinnerungen verharren reglos. Einzig die Bilder tauchen manchmal auf, doch es sind nur Bilder: Etwas Nebel reicht, und sie bleichen aus, sie zerrinnen.

Das Klopfen der Gleise erinnert an die dumpfen Schläge eines Paddels, sie künden den Abend an. Das Licht dieses Frühsommers ist hell. In wenigen Stunden werden wir die Nacht durchqueren. Die Räder quiet-schen, die Türen knarren. Mir gegenüber sitzt ein Herr mittleren Alters, sein vornehmer Anzug lässt ihn deutlich älter erscheinen, als ich es bin. Er trägt eine kleine Brille mit Goldfassung, er hat ein graues Schnäuzchen und sein Gesicht einen zufriedenen Ausdruck, während er seine Zeitung mit akribischer Ruhe liest. Die Landschaft hinter der Scheibe zeigt ein glänzendes Grün, das ein lauer Wind besänftigt hat. Ich schaue hinaus, denke, konzentriere mich auf nichts. Auf meinen Knien liegt das Buch eines ungarischen Autors, ich halte einen Finger mehr oder weniger mittendrin, als müsste ich beweisen, dass ich kein Faulenzer bin, dass ich gut mit meiner Zeit umgehen kann, mit dem Reisen. Stattdessen habe ich die erste Seite mehrmals gelesen, ohne sie loszuwerden: wunderbare, ironische Sätze. In einem anderen Moment hätten sie mich gefesselt, denn ich bin ein leidenschaftlicher Leser, jemand, der sich mitreißen lässt, der an Geschichten und an das Fliessen einer frei geschmiedeten Welt glaubt. Jetzt poltern meine Gedanken umher. Das war zu erwarten. Den Lauf der Zeit kann man nicht zurückgehen, ohne Gewissensbisse in Bewegung zu setzen. Selbst wenn ich mich dazu entschieden habe, mich ihnen jetzt zu stellen.

Nun gibt es kein Zurück, alles ist auf der Kippe, nichts wird mehr sein wie zuvor. Die Murmel auf der schiefen Oberfläche folgt dem Gesetz der Schwerkraft. Ich reise zu meiner Vergangenheit. Es gibt kein lichtverschlingendes schwarzes Loch, keine Gedächtnislücken.

Ich weiss alles, und ich erinnere mich auch an alles. Ich gehe gegen den Wind, wie in einem Film, der rückwärts läuft, ein Oedipus, der auf dem Kopf geht.

Michele, siebzehn Jahre alt im August, vierzehn Jahre, ohne dass ich ihn gesehen habe, ohne mich zu trauen.

Lichtblitze, dunkle Pausen, der Zug durchquert eine Tunnellandschaft, hinein, hinaus. Die Lampen im Wagen sind kaputt, einzig das bläuliche Schimmern eines Neonlichts weit hinten. So sitzen wir manchmal im Dunkeln und werden wieder ausgespieen ins Licht. Die tiefe Sonne scheint durch die matten Fenster, berührt meine Stirn.

Ich versuche, sie mir vorzustellen: Michele, Laura, Erika. Erika habe ich noch nie gesehen, ich weiss nicht, wie sie sich bewegt, wie sie spricht. Selbst Laura, nach all den Jahren, könnte eine andere geworden sein. Und Micheles Gesicht. Wütend vertreibe ich das dreijährige Kind; jenes Bild, das immer wieder aufscheint, lächelnd, mit bissiger Beharrlichkeit und einem Geruch nach Schuld. Ich schliesse die Augen nicht mehr, damit das Bild der Puppe mit nassen Haaren mich nicht überschwemmt. Das leibhaftige Mädchen, jenes, das mir gegenüber sitzt, ist eher beruhigend; konzentriert zeichnet sie blaue Häuser auf weisses Papier. Ich sehe Michele von hinten, wie er auf dem Boden auf einem runden, dunklen Teppich spielt, an jenem letzten Tag, dem Tag, an dem ich mich von ihm verabschiedete, ohne mich ins Zimmer zu wagen. Die Einsamkeit schien mir der einzige Ausweg.

Wir waren drei, dann zwei, dann ich allein.

Fredi, das schwarze Blatt, ausradiert. Laura, das weisse Blatt.

Ich werde mitten in der Nacht ankommen, die Lichter von Genf werden mich beruhigen, so wie ihre wohlgeordneten Strassen, die Altstadt, eingestet unter der Kathedrale. Laura und Erika warten im Hotel auf mich, ein seltsamer Ort für ein Wiedersehen, doch so ist die Abmachung: Sie sind weit weg von Zürich, ich von Paris. Ein neutraler Ort, damit der Schmerz uns nicht hinabzieht, und der Faden wieder aufgenommen werden kann, ohne dass er uns entwischt, ohne dass ich entwische, müsste man sagen. Ich bin schliesslich auf der Flucht.

Ich denke zu viel. Ich wiederhole mir alles, rolle es wieder auf. Dann alles wieder von vorne. Unausgesprochen haben meine Gedanken keinen Sinn, deshalb stehe ich auf, verlasse mit etwas Mühe meinen Platz, das Knie blockiert jedes Mal, wenn ich zu lange sitzen bleibe, und gehe zum Kabüschen, wo telefonieren erlaubt ist. Eine Kabine ohne Telefon, sozusagen ein Zeichen der Zeiten. Ich nehme in dieser Zelle am Ende des Wagens Platz; ich rufe mich an. Vorsichtshalber schalte ich den Klingelton aus, selbst wenn mich heute Abend niemand mehr anrufen wird. Mit dem Gerät am Ohr trage ich mir laut selber vor, was mich beschäftigt, und spreche mit einem verständnisvollen, aufmerksamen Zuhörer. Ich schiebe lange Pausen ein, die ich ab und zu gekonnt mit Ja, mit Nein, mit Satzstücken ausfülle. Manchmal vergesse ich mich, so dass man denken könnte, ich würde aufmerksam zuhören oder mich langweilen, oder gar den Anruf bereuen. Die Gedanken verstricken sich, sie verlieren sich, schweifen ab. Dann rüttle ich mich auf, finde den Faden wieder und fahre fort; ja, sage ich, einverstanden, verstehe: Ich gebe mich einfühlend, grossherzig erteile ich gute Ratschläge.

Einmal mehr erkläre ich mir selbst, dass ich nicht verstehen kann, wie das passieren konnte. Ich würde das vierzehn Jahre lange Schweigen nicht verstehen, noch wie ich eines Abends im Halbdunkeln in meiner nicht unglücklichen Einsamkeit, einzig vom schwachen Licht des Kühlschranks erhellt, entschied, dass ich meinen Sohn treffen würde, das aber mit grosser Sorgfalt vorbereiten wollte und darum meine Schwester um Hilfe bat.

Ich wiederhole. Pause. Ich kichere, nehme mich selbst ein wenig hoch. Wie beim Spiel der russischen Matroschkas füge ich unverständliche Kommentare über diesen irrwitzigen, imaginären Anruf ein. Du spinnst wohl, dir selbst in dein Telefon hineinzusprechen. Ich weiss, dass das nicht so ist, im Gegenteil, dass es nichts Heilsameres gibt, als dass ich jetzt mit dem letzten Stückchen meines Selbst spreche, das zu mir steht und dem ich mich ab sofort anvertraue, trotz der Angst. Ich wiederhole, wiederhole und wiederhole mir: Es ist alles bestens, ich habe den Kopf erhoben, ihn aus dem Wasser gestreckt, frische Luft geschnappt: Ich atme wieder, ich werde von nun an mit dem ganzen Körper atmen, mit meiner ganzen Willenskraft.

Ein Mann klopft an die dünne Kabäuschenwand: Ich stelle fest, dass ich seit etlichen Minuten schweige und komisch dreinschaue. Ich nuschle einige beachtenswerte Ausreden in den Hörer, nicke dem ungeduldigen Herrn zustimmend zu, um zu signalisieren, dass ich mich beeilen werde. Ende des Anrufs. Ich kehre an meinen Fensterplatz zurück und ich lausche dem Knarren des Zuges auf seiner eiligen Fahrt. Es ist ein moderner Zug, durchdrungen jedoch von eigensinnigen, fast unbemerkbaren Geräuschen. Die Passagiere sprechen wenig miteinander,

manche flüstern, sie scheinen eingeteert in ihren Träumen oder in ihren Sorgen. Die Müdigkeit legt sich auf mich, ich nicke ein. Ich habe keine Angst, murmle ich vor dem Einschlafen, ich habe keine Angst.

»Vieles habe ich dir bereits brieflich gesagt, doch wenn du willst, kann ich es wiederholen. Ich weiss nicht, ob sie die gleiche Wirkung haben, wenn ich sie ausspreche, denn ich habe sehr lange gebraucht, diese Briefe zu formulieren. Ich war so glücklich, doch ich hatte Angst, ich wollte vermeiden, dass sie mir entgleiten, verstehst du das? Ich habe jedes Wort abgewogen. Erinnerst du dich an Papas kleine Apothekerwaage, die aus verbeultem Aluminium?

»Seltsam, dass du dich daran erinnerst, diese Waage hat nicht lange überlebt, sie wurde von einer roten, viereckigen mit einer durchsichtigen, abnehmbaren Schale ersetzt. Danach kam eine schwarze, von der wir den Aufsatz verloren haben, die aber mit einer Tasse auch prima funktionierte.«

»Haben wir uns eigentlich getroffen, um über Haushaltswaagen zu sprechen? Sei mir nicht böse, aber ich glaube, wir haben anderes zu besprechen.«

»Du hast recht, aber ich bin etwas verlegen. Du nicht?«

»Doch, ich auch. Wir kennen uns seit jeher, uns verbinden kleinste Details bis tief in unsere Kindheit hinein. Wir könnten uns stundenlang über irgendwelche Klei-

nigkeiten unterhalten, ohne nachzudenken. Doch wir würden uns etwas vormachen, das wäre kein Gespräch, sondern nur ein Automatismus.«

»Ich weiss, aber für mich ist es schwieriger.«

»Hör auf damit, es ist doch für uns beide schwer. Ich weiss nicht, ob wir etwas davon haben, wenn wir uns über eine Küchenwaage unterhalten.«

»Selbst die Waage hat ihre Bedeutung. Für uns ist sie wichtig, weil du genau weisst, dass Papas Diabetes für uns alle eine Belastung war, dass jene Waage das Leben von uns allen ein wenig kontrollierte. Deshalb ist die Waage, sind Waagen im Allgemeinen, von grosser Bedeutung.«

»Du hast die Gewohnheit, alles zu analysieren, nicht verloren.«

»Die Details.«

»Genau, die Details, daran erinnere ich mich gut. Als wären die Details das Wichtigste überhaupt. In dem Punkt ist dir Michele sehr ähnlich.«

»Sprich bitte noch nicht über ihn. Tut mir leid, mir macht das immer noch Angst.«

»Wie du meinst, doch ich werde es nicht lange aushalten. Michele ist Teil unseres Lebens, es ist schwer, nicht über ihn zu sprechen. Du bist ja genau aus diesem Grund gekommen.«

»Ich bin seinetwegen gekommen. Verstehe mich nicht falsch, ich bin auch wegen dir gekommen, und es freut mich, Erika kennen zu lernen. Ich habe sie mir anders vorgestellt, oder nein, ich habe sie mir gar nicht vorgestellt, nein, ich konnte sie mir nicht vorstellen. Sie ist sehr ... weiblich. Die kurzen Haare stehen ihr ausgezeichnet.«

»Wie hast du sie dir denn vorgestellt, als Mannsweib?«

»Ich habe keine Vorurteile, du weisst es.«

»Ich weiss, du hattest nie welche, vielleicht hast du dich deswegen verloren.«

»Verloren? Was für ein Wort!«

»Verloren in dem Sinne, dass du all die Jahre in einem Labyrinth warst. Ich will nicht behaupten, dich verstanden zu haben, ich habe Jahre gebraucht, den Groll gegen dich über Bord zu werfen und ebenso viele, um es aufzugeben, dich zu verstehen. Seit du mir geschrieben hast, werde ich jedoch dieses Bild nicht los: Du hast dich verloren. Labyrinth haben dich schon immer fasziniert, oder?«

»Dieses nicht, dieses gefiel mir nicht.«

»Komm, mach dir nichts vor! Mag sein, dass du da reingerutscht bist, dass es nicht deine Schuld war, zumindest nicht nur, wer weiss. Doch du hast dich entschieden, in dem Labyrinth zu bleiben.«

»Siehst du, du bist immer noch wütend. Aber du hast recht. Als ich dir schrieb, habe ich akzeptiert, dass, egal was du antworten würdest, du immer im Recht sein würdest, ich immer im Unrecht. Vielleicht nicht im Unrecht, das Wort gefällt mir nicht, aber ich finde kein besseres.«

»Ich verstehe dich nicht. Doch was soll's. Du siehst ausgeglichen aus, und auch entschlossen. Ich weiss, gegenüber Michele komme ich an zweiter Stelle. Nicht generell, doch jetzt mit dir. Ich bin wegen ihm hier, um ihn dir zurückzubringen, damit dies, sollte es geschehen, so gut wie möglich geschieht. Ich muss mich also ausradieren. Ich sage es nicht, um mich zu beklagen, noch um die Rotkreuzlerin zu spielen, alles Unsinn. Ich sage es nur, weil wir zusammen bereits ein rechtes Stück Weg in unserem Leben gegangen sind. Jeder kennt seinen Platz, den er mehr oder weniger ausgewählt hat.«

»Auch du siehst ausgeglichen aus, du bist es bestimmt mehr als ich. Oder vielleicht können wir in Ruhe miteinander sprechen, weil uns vierzehn Jahre trennen und wir beinahe Fremde füreinander sind. Das eigene Leben erzählt man eigentlich nur Unbekannten richtig, nur denen ...«

»Gefällt dir Paris?«

»Ja, Paris gefällt mir. Auch du sprichst also lieber über Details. Meine Wohnung gefällt mir: Sie ist klein. Manchmal nenne ich sie meine Höhle. Ich habe es geschafft, eine Unmenge an Büchern reinzupressen, sie sind überall. Ich habe 35 Quadratmeter und bin mitten in der Fussgängerzone, mit vielen kleinen Geschäften, Bazars, Bouquinistes und fröhlichen Menschen. Wenn die Sonne scheint, hat man das Gefühl, im Urlaub zu sein. Wenn es mir zu eng wird, dann gehe ich in die Redaktion, arbeite dort oder besuche eine Ausstellung. Die Wohnung ist klein, doch rundherum ist viel Raum zum Atmen.«

»Sollte Michele mit dir kommen wollen, wo willst du hin mit ihm? Die Wohnung ist winzig, wenn ich das richtig verstehe.«

»Langsam, langsam, nicht so schnell. Ich weiss, ich verlange viel, doch lass zu, dass die Dinge von sich aus geschehen. Michele, warten wir's ab. So viel ich weiss, spricht er nicht einmal Französisch.«

»Gibt es eine Frau in deinem Leben? Entschuldige, ich kann es mir nicht verwehren, ich will nichts übereilen, aber es gibt Dinge, die für mich wichtig sind, und die will ich wissen, jetzt.«

»Warte, bitte. Nein, es gibt keine Frau. Das ist nicht die erste Frage, die ich von dir erwartet habe. Nein, keine Frau.«

»Schon gut, du hast das recht, diskret zu sein, wenn du willst. Du kannst mich sogar über Erika ausfragen.«

»Unsere Abmachung ist klar, so wie wir es uns geschrieben haben, wir haben das Recht zu fragen. Vielleicht ist dies das erste und letzte Mal in unserem Leben. Ein seltsamer Ort, Genf, diese Stadt scheint geradezu gemacht für Situationen, die auf der Kippe stehen. Den Wind habe ich hier sofort gespürt, es ist kein kalter, eher ein trauriger Wind. Manche sagen, er sei wie eine ständige Berührung, die nie nachlässt und wehmütig mache, manchmal sogar wahnsinnig. Weisst du, das Erste, das mir bei meiner Ankunft auffiel, war die Stille in dieser Stadt. Autos, Geschäfte, Menschen, ja, aber eine seltsame Stille im Hintergrund. Vielleicht ist es wegen dem See, oder der zwei Flüsse. Oder wegen dem Wind.«

»Ich habe mir die Stadt nicht angesehen, ich weiss nicht, ob das wichtig ist. Auch wir sind um vier Uhr angekommen. Die Reise war kurz, aber wir sind erschöpft. Vor drei Tagen hatten wir Premiere im Theater. Es ist immer dasselbe: Der Stress kumuliert sich und danach löst er sich, als würde man ein Korsett öffnen. Wir sind todmüde. Morgen wird es besser gehen, wir werden ruhiger sein, wir werden sprechen oder schweigen, ohne zu überlegen, ob es der erste oder der letzte Abend ist. Magst du noch etwas trinken? Tee?«

»Ja, gerne. Wenn du müde bist, können wir morgen weitersprechen.«

»Nein, mir liegt sehr viel daran, und entschuldige, wenn ich indiskret bin. Auch ich habe Angst, das kannst du dir ja vorstellen. Auch wir haben unser Leben, das ruhig so hätte weitergehen können, doch von nun an ist alles anders.«

»Du weisst sehr wohl, dass ich euch Michele nicht wegnehmen will, dass alles offen ist. Bitte keine Erpressungen.«

»Ich weiss gar nichts, wir können nicht für ihn entscheiden, wir können es nicht aufhalten; ich meine das, was wir Wahrheit nennen. Ach, ich mag solche Worte nicht! Sagen wir doch besser, wir können die Realität nicht aufhalten, ja, schon besser. Realität aber, seien wir doch ehrlich, ist ein ziemlich abstraktes Wort. Zwischen dem, was wir sind, und dem, was wir uns vorstellen, ist der Unterschied doch sehr klein.«

»Wir werden uns alles gesagt haben und am Schluss doch nichts. Als würde man gegenüber der höchsten Wahrheit oder gegenüber der absoluten Realität in eine Sprachlosigkeit fallen, in eine Unmöglichkeit, miteinander zu kommunizieren.«

»Das behauptest du. Du bist echt gut in diesen Wortklaubereien, wie fürs Schreiben gemacht, du setzt die Wirkung der Worte gezielt ein. Selbst wenn du sprichst – das war schon immer so, vielleicht bist du deswegen ein guter Journalist.«

»Auf Französisch schreibe ich ganz anders, ich bin dazu gezwungen, will ich nicht in Zweideutigkeiten oder Schleierhaftes abdriften.«

»Es ist also einzig eine Frage der Kontrolle?«

»Wenn du so willst. Und es stimmt, ich analysiere gern die Details. Seit jeher mag ich es, Fäden zu spinnen, einen nach dem anderen, bis sich meine Gedanken im Sprechen klären. Einige Freunde werfen mir vor, mich in einem professoralen Ton auszudrücken, aber ich mag es. Ich formuliere und schütze mich.«

»Hast du viele Freunde in Paris?«

»Ich habe gute Freunde, auch wenn ich ein Einzelgänger bin, und meine Höhle meine Höhle bleibt. Ich habe ganz vergessen, dir zu antworten: Nein, ich habe keine Frau, im Moment nicht.«

»Du hattest bereits geantwortet, ehrlich gesagt. Wir können auch schweigen, doch selbst das macht mir Angst.«

»Einfach schweigen. Nein, da wäre ich erst recht verlegen.«

»Du bist es bereits. Wir sind es beide.«

»In den Briefen war es einfacher, alles war schön formuliert, gut aufgebaut, hatte seine Ordnung. Sie erschienen mir wie Einkaufszettel. Irgendwann hast du mir eine Liste der Dinge erstellt, die ich wissen musste, sozusagen eine Zusammenfassung der vorhergehenden Episoden, wie in den TV-Serien. Es war schrill und rührend zugleich, du hast aufgelistet, gebündelt, erklärt. Die Arbeit, Zürich, Erika, das Theater, Berlin, Michele. Alles an seinem Platz, in einer hübschen Schublade. Du warst wie immer genau, sauber, sorgfältig: Du hast Etiketten verteilt, und ich musste sie nur noch entziffern.«

»Wir hätten gut so weitermachen können, uns die kommenden vierzehn Jahre einfach weiterhin schreiben. Du warst der, der die Termine vorgeschlagen hat, Herr Major.«

»Major nicht, älter schon. Meinst du, dein älterer Bruder hat übertrieben?«

»Nein, mir ist es recht so. Einen Plan machen, die Zeitspanne und die Spielregeln bestimmen. Sich hier zu treffen ist nicht dasselbe, hier kann alles passieren oder gar nichts, langsam verlieren wir die Kontrolle.«

»Mir scheint, wir kontrollieren uns sehr gut, viel zu gut sogar. Zum Glück.«

»Du hast Angst. Vielleicht noch mehr als ich. Das ist klar. In deinem Majorsbrief hast du mir sogar gesagt, ich solle mir nicht vorstellen, was hier in Genf geschehen würde, es sei besser, nicht zu grübeln und keine Szenen im Voraus zu schreiben.«

»Ich sagte es mir selbst, natürlich. Du wirst bemerkt haben, dass ich immer noch ein Egoist bin.«

»Nein, das nicht. Wenn ich dich sagen lasse, dass du ein Egoist bist, wenn du es sagst, dann zwingst du mich, dies als vollendete Tatsache anzunehmen. Du bist kein Egoist, selbst wenn ich es gedacht habe, und ich dich aufs Blut verflucht habe, jahrelang, du kannst es dir gar nicht vorstellen. Doch die Jahre gehen vorüber, und das Leben ist nicht so grausam, wie ich es dachte.«

»Du bist ausgeglichen, das gefällt mir.«

»Ich habe Erika, ich habe Michele, und sollte Michele mit dir fortgehen wollen, wird es schrecklich sein für mich, aber verlieren werde ich ihn nicht.«

»Ich weiss nicht, wie du das schaffst, ich bewundere dich, und du machst mir Angst, denn ich könnte das nicht.«

»Und ob: du hast es geschafft, deinen Sohn für vierzehn Jahre zu vergessen.«

»Ich habe ihn nicht vergessen. Hör auf.«

»Ich weiss. Genug jetzt. Wir hatten abgemacht, keine Vorwürfe, sonst schaffen wir es nicht. Entschuldige.«

»Hör auf dich zu entschuldigen, ok?«

»Es tut mir leid, ich kann nicht anders, es ist ein Automatismus. Ich habe schon oft bemerkt, dass ich meine Sätze mit einer Entschuldigung beginne, so, als hätte ich kein Recht zu sprechen.«

»Ich verstehe dich. Ich weiss, dass du mutig bist.«

»Falls du es schaffst, definiere mich nicht, sage nicht, was ich bin.«

»Ich sage dir nur, dass du mutig bist und dass ich dich bewundere.«

»Das hilft mir nicht. Andererseits weiss ich nicht, was mir helfen könnte.«

★

»Du solltest sorgfältiger sein, wenn du sprichst. Ich ertrage diese Gefühlsduselei nicht, ich habe immer den Eindruck, man will mich verschaukeln, dass etwas im Wiedergeben der Gefühle nicht stimmt.«

»Sollen wir also über kleine, unscheinbare Dinge reden?«

»Nein, das meine ich nicht. Das will ich auch nicht. Ich meine nur, du kannst nicht nach vierzehn Jahren einfach auftauchen und deinen Kropf leeren.«

»Du hast recht.«

»Selbst wenn du sagst ›du hast recht‹, ist mir das zu viel, und ich befürchte, du spielst den Grosszügigen.«

»Was ich einfach nicht ertrage, ist das Schweigen.«

»Dein Schweigen hat sich vierzehn Jahre hingezogen.«